

Die Petrusuhr [Fortsetzung]

Autor(en): **Fischer, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 32

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiß des Angesichts gearbeitet werden. Auch machen Fütterung und Wartung des Viehs im Stall und auf der Weide den Arbeitstag auf dem Lande länger als in der Fabrik.

Aber das sind noch nicht die einzigen Gründe für die Auswanderung der Landarbeiter, der Hauptgrund ist in der spätern ökonomischen Stellung der Landarbeiter zu suchen. Fast immer, wenn der Landarbeiter sich verheiratet, scheidet er aus dem Verbands des Hausgefindes aus, welches auf dem Bauernhofe Kost und Wohnung hat. Er bezieht seine eigene gemietete Wohnung und wird Tagelöhner. Als solcher hat er entweder auf einem Bauernhofe eine feste Arbeitsstelle oder er muß als freier Tagelöhner seine Arbeit selber suchen. Der feste Tagelöhner hat außer seinem in der Regel nicht sonderlich hohen Tagelohn noch freie Wohnung und meistens freie Feuerung, Weide und Fütterung für eine Kuh oder ein paar Ziegen, einiges Getreide als Naturallohn usw. Er kann sich einige Hühner und ein oder ein paar Schweine halten. Wenn er und seine Frau sparsam sind, und die Kinderzucht keine allzugroße ist, so hat er keine Nahrungsjorgen. Aber seine Arbeit ist keine feste. Wenn er kränklich wird oder aus einem andern Grunde seine Arbeit nicht mehr tun kann, so kann er entlassen werden. Dasselbe Schicksal aber droht ihm, wenn sein außerdienstliches Verhalten, vielleicht seine politische Gesinnung seinem Herrn nicht gefällt. In dem Stück ist die Stellung eines Fabrikarbeiters eine viel freiere, da man sich um ihn nur in der Arbeitszeit kümmert. Was er sonst tut und treibt, darum kümmert sich mit wenigen Ausnahmen kein Mensch. Zudem hat der Industriearbeiter, wie überhaupt der städtische Arbeiter, leichter Aussicht, als Werkführer, Vorarbeiter usw. eine Stellung zu erringen, in der er mehr verdient und nicht mehr so angestrengt zu arbeiten braucht, also

Aussicht auf einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Der feste Tagelöhner auf dem Lande verdient so auch, daß er ohne Nahrungsjorgen leben kann. Gelegenheit, Ersparnisse zu machen, hat er nicht, und er kann auch in seinem Leben nichts anderes werden, als Tagelöhner. In Bauerndörfern hat er selten Gelegenheit, eine eigene Heimstätte zu erwerben.

Wesentlich ungünstiger ist die Lage der selbständigen Tagelöhner, derjenigen, die eine feste Arbeitsstelle nicht haben und die genötigt sind, ihre Arbeit zu suchen. In arbeitsreichen Zeiten kann er freilich mehr Arbeit bekommen, als er bewältigen kann und sein Tagelohn ist nicht klein; aber zwischendurch, namentlich im Winter, kommen Wochen, in denen nichts verdient wird. Daß dabei nur zu oft wirkliche Not in die Tagelöhnerwohnung einzieht, ist begreiflich. Dazu kommt dann noch, daß man solche Tagelöhner nicht gern lange an einem Ort duldet, weil man fürchtet, sie könnten irgendwo der Gemeinde zur Last fallen. Jeder Tagelöhner aber, der seine feste Arbeitsstelle verliert, kann in die Lage kommen, die soziale Not des freien Tagelöhners an seinem eigenen Leibe zu erfahren. Da ist denn kein Wunder, wenn viele Landarbeiter beizeiten in die Stadt oder in den Industriebezirk ziehen, wo sie bessere Arbeitsbedingungen und wenigstens Aussicht haben, durch Fleiß und Tätigkeit vorwärts zu kommen.

Dem chronisch gewordenen Mangel an Tagelöhnern wird man nur mit einer staatlichen Fürsorge gegenüber dieser Arbeiterkategorie begegnen können. Erfreut sich doch die Industriearbeiterschaft eines steigenden Schutzes und Entgegenkommens seitens der staatlichen Organe, indessen der Landarbeiter bis heute vollständig außerhalb dem Bereich der kantonalen und eidgenössischen Sozialgesetzgebung gestanden hat, also nicht einmal das Aschenbrödel markierend.

Hans Schmid.

Die Petrusuhr.

Märchen von Konrad Fischer.

Der Müller hing die neue Uhr, nachdem sie von allen Hausbewohnern gebührend betrachtet und bewundert worden war, im Wohnzimmer so auf, daß er sie von seinem Bett aus bequem sehen konnte. Sie tickte gemütlich, ging sehr regelmäßig und schlug die Stunden mit angenehmen Glockenton. Weil sie des Apostels Bildnis und Darstellungen aus seinem Leben zeigte, hieß sie bald bei allen im Hause die Petrusuhr, und langjährige Mahlgäste wurden in die Stube geführt, damit sie das Wunderwerk nach Kräften lobten und würdigten.

Der Müller sah die Uhr oft im stillen an und schüttelte zweifelnd das Haupt, wenn er der letzten Worte des alten Uhrenhändlers gedachte, daß die Abschiedsstunde seinem Hause Segen bringen sollte, wenn er von der Uhr lernen würde. Er arbeitete fleißig in der Mühle, im Stall und Scheune und fluchte weidlich bei Freude und Verdruß wie bisher. Es verging kein Tag, an dem er nicht seine kernigen Flüche übte. Selbst am heiligen Weihnachtstage entfuhrren böse Worte seinen Lippen, als er auf dem Hofe ausglitt und zu fallen drohte. Die Petrusuhr ging aus dem alten Jahr ins neue, und hatte noch nichts Besonders gezeigt.

Da zog im Winter eine Seuche ins Land und ergriff jung und alt. Nur wenige blieben von ihr verschont. Schwächlinge raffte sie hinweg, die andern Kranken lagen einige Tage im Fieber und waren gegen Essen und Trinken, wie gegen die ganze Welt teilnahmslos, bis das Fieber sich legte und mit dem Hunger auch die Lebenslust wiederkehrte. Des Müllers Familie wurde auch von der Krankheit ergriffen, erst die Kinder, dann ein Teil des Gefindes und zuletzt der Müller selbst. Er kämpfte mit allen Kräften gegen das Fieber an; umsonst. Als die einzige noch gesunde Magd den

Mittagstisch deckte, erklärte er matt, er wolle nicht essen, und legte sich zu Bett. Die Müllerin teilte sich mit der Magd in die Pflege der Kranken und ging von einem Bett zum andern. Der Müller verlangte nichts, sprach nichts, sondern schlief viel, und wenn er einmal erwachte, sah er nach der Uhr, trank ein wenig und schlief wieder ein.

So kam der folgende Mittag heran. Die Mühle nebenan stand still; denn die Gesellen lagen auch im Fieber; und im Hause war es still wie in der Kirche, weil nur die sanfte Hausfrau mit der Magd sich bewegte. Der Müller hatte die Fieberaugen weit geöffnet und blickte auf die Petrusuhr. Das große Ruder näherte sich der Zwölfs, die das kleine schon berührte. Jetzt hackte leise schnarrend das Schlagwerk aus, und die Uhr fing an zu schlagen: eins, zwei, drei — doch was war das? Bei jedem Schläge fiel etwas — klingling — mit Silberklang aus der Uhr zu Boden und rollte blinkend und klirrend auf den Dielen hin. Der Müller horchte, hob sich ein wenig aus den Kissen und rief: „Kreuz — Bomben und Granaten, was ist das?“ Die Uhr schlug noch weiter, aber das Klingeln und Klirren hatte bei des Müllers erstem Worte sofort aufgehört. Er richtete sich ächzend vollends auf und blickte auf den Fußboden unter der Uhr. Da lagen mehrere silberglänzende neue Münzen. Er strengte seine Stimme an und rief nach seiner Frau. Als sie eintrat, zeigte er auf die runden schimmernden Stücke. Die Müllerin stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, bückte sich schnell und hob die glänzenden Münzen auf, die sie ihrem Manne ans Bett brachte. Es waren Silbergulden, vollgewichtig und sauber geprägt, wie sie im Lande in Umlauf waren.

„Woher kommen die?“ fragte die Frau aufs höchste erstaunt.

„Aus der Petrusuhr!“ hauchte der Müller, „bei jedem Schläge ein Stück; wieviel sind es?“

Die Müllerin zählte und sagte: „Neun!“ und legte die funkelnden Münzen ihrem Manne in die feberheiße Hand.

Er wog die Guldenstücke ein wenig und sagte leise: „Ja, nur neun.“

„Aus der Petrusuhr!“ rief die Müllerin hocherfreut. „Weißt du noch, Mann, wie der alte Händler sagte, die Uhr würde uns Segen bringen jedesmal in der Stunde seines Abschieds? Heute fängt der Segen an. Aber warum denn neun? Die Uhr hat doch zwölf geschlagen!“

Der Müller wußte warum, aber er hob wie abwehrend die Hand, als mache ihn das Sprechen müde, ließ sich in die Kissen zurückfallen und schloß die Augen.

Die Anstrengung und das frohe Erlebnis hatte ihn angegriffen, und er fiel in einen langen Schlaf. Als er erwachte, waren die blanken Guldenstücke seiner Hand entglitten

und lagen auf dem Deckbette. Da spielten seine Gedanken zurück und brachten ihm das wunderbare Ereignis wieder in Erinnerung. Und er dachte weiter zurück und wußte nun genau, warum die Petrusuhr erst jetzt, erst heute den Segen gesendet, und sehr deutlich ward ihm, warum sie bei dem neunten Schläge mit dem Segen plötzlich innegehalten hatte. Seine Frau trat ein, und da sie ihn munter fand, ließ sie sich von ihm ausführlich über das Wunder berichten. Als sie aber wieder fragte, warum wohl nur neun und nicht zwölf Guldenstücke aus der Uhr gefallen sein mochten, ward der Müller von neuem müde und drehte sich zur Wand.

„Wenn ich nur wüßte, ob morgen Mittag um zwölf wieder die Gulden aus der Uhr fallen,“ fragte er sich wiederholt und redete sich ein, daß sie fallen müßten. Denn das hatte er nun von der Petrusuhr gelernt, wenn er einmal einen ganzen Tag lang — doch das wollte er sich selbst nicht eingestehen. (Schluß folgt.)



Berner Wochenchronik



Eidgenossenschaft.

Die diesjährige Bundesfeier hat unter der Ungunst der Witterung arg gelitten. Statt der Höhenfeuer erhellten grelle Blitze den nächtlichen Himmel und in das harmonische Geräusche der Glocken mischte sich das laute Rollen des Donners. Jupiter leistete sich ein „Brillantfeuerwerk“ ganz besonderer Art! Das hinderte indessen die Vaterlandsfreunde nicht, wo immer sie sich fanden, ob in den Mauern unserer Städte oder im stillen Alpenalpe, oder gar fern der heimattlichen Scholle, des bedeutungsvollen Tages zu gedenken. Selbst drohen in den Tälern Bündens hat man sich eines Bessern besonnen und das Wiegenfest der Eidgenossenschaft im üblichen Rahmen gefeiert. Trotz der Vorkommnisse der jüngsten Tage glauben wir nicht, daß dies bloß auf Rechnung des Fremdenverkehrs zu buchen ist. Mit besonderer Wärme scheinen die Tessiner die Bundesfeier begangen zu haben. Offenbar war ihnen daran gelegen, ihrer Treue gegenüber dem Vaterlande besondern Ausdruck zu verleihen, als Antwort auf die fortwährenden Treibereien gewisser chauvinistischer Elemente und im Hinblick auf den an unserer Südmart entstehenden Festungsgürtel.

Im Vordergrund des Interesses steht zur Zeit der Besuch des deutschen Kaisers, der in einem Monat für einige Tage unser Gast sein wird. Dieses „geschichtliche“ Ereignis hilft der Presse, abgesehen von den türkischen Wirren, die sich zu einer folgenreichen Gegenrevolution entwickeln, ganz leidlich über die Sauergurkenzeit hinweg. Fast noch mehr als die schweizerische Presse beschäftigen sich die deutschen Zeitungen mit dem Besuch ihres Staatsoberhauptes in der alten Republik. Dabei ist es sehr ergötzlich, konstatieren zu können, wie schlecht selbst führende reichsdeutsche Blätter über unsere staatlichen Einrichtungen orientiert sind. Gewiß ist die Verantwortlichkeit, die unser Land für die persönliche Sicherheit des Monarchen auf sich nimmt, keine geringe, daß man aber des eintägigen Generalstreiks in Zürich wegen, unsere innerpolitischen Verhältnisse schwarz in schwarz malt, dazu liegt absolut keine Veranlassung vor.

Ueber die weiteren Anordnungen des Bundesrates verlautet bis jetzt folgendes: Der kaiserliche Hofzug wird in Basel einen kurzen Aufenthalt machen, was die Regierung von Basel dazu benötigen wird, den Kaiser durch eine Delegation zu begrüßen. Am zweiten Wandvertag wird der Monarch die Karthause Jtingen besuchen, um dann mit seinem Hofzug von Frauensfeld aus direkt nach Bern zu fahren.

Das Ehrengelitte wurde vom Bundesrat wie folgt bestellt: für den Kaiser die Herren Oberst Sprecher, Generalstabschef; Oberst Au-

déoud und Oberstleutnant Wieland; für den Bundespräsidenten die Herren Oberst Ffelin, Korpskommandant; Oberst Schmid, Waffenschef der Artillerie und Oberstleutnant Cérésole.

Den militärischen Ehren- und Sicherheitsdienst in Zürich wird das Schützenbataillon 6 besorgen. Für den Aufenthalt in Bern und Unterlaken werden aufgeboten: Dragonerschwadron 13, Füsilierbataillon 28 und 30 und je ein Zug der Feldbatterien 22 und 33. Die Einberufung dieser Truppen soll durch persönliche Aufgebote erfolgen und sich nur auf die in den betreffenden Bataillonkreisen anwesenden Mannschaften erstrecken. Sie haben am 4. September nachmittags in Bern einzurücken. Als Platzkommandant von Bern ist Infanterie-Oberstleutnant Mezener in Bern, als Platzkommandant von Unterlaken Artillerie-Oberstleutnant Seewer bezeichnet worden. Bataillon 30 wird dann per Extrazug nach Unterlaken befördert.

Mit dem Kaiserbesuch in Zusammenhang steht wohl auch der Aufenthalt des deutschen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg in Unterlaken, der, wie gemeldet wird, im Grand Hotel Victoria abgestiegen ist.

Biographien.

† Dr. Andreas Fischer,

gewesener Gymnasiallehrer in Basel.

Nachdem wir in der vorletzten Nummer unserer Zeitschrift im Bilde den Berg gezeigt



† Dr. Andreas Fischer.

haben, an dem im vergangenen Monat Herrn Dr. Fischer und seinen Vergenossen ein graufames Schicksal auflauerte, wollen wir nun auch

des einen Menschen gedenken, der der Schönheit der Berge sein Leben als Tribut hat bezahlen müssen. Wir glauben das nicht besser tun zu können, als wenn wir zum bleibenden Gedenken, die Worte auszugsweise wiedergeben, welche Sr. Dr. H. D. im Bund dem auf so tragische Weise seiner Familie, seinen Freunden und seinem schönen Wirkungskreise Entriessenen gewidmet hat.

Andreas Fischer von Meiringen stammt aus einer Familie, die bereits zwei ihrer Glieder durch Unglücksfälle in den Bergen verloren hat. Am 31. August 1874 stürzte nämlich sein Vater bei einem durch die Not gezwungenen nächtlichen Abstieg vom Montblanc in eine Gletscherpalte und blieb mit seinem Herrn tot. 1888 zog sein Bruder Johannes mit zwei Engländern und dem Meiringer Kaspar Streich in den Kaufaus und fanden alle vier in einem unzugänglichen Gletscher ihr Grab. Andreas Fischer war 1866 geboren. Nachdem er die Primarschulen von Meiringen durchlaufen, war er in das bernische Lehrerseminar in Münstenschuelen eingetreten und hatte sich das Patent als Primarlehrer erworben. Als solcher amtierte er einige Jahre in Mittelhäusern und Thun. Die Erpärnisse im Amte verwendete er auf die Fortsetzung seiner Studien, indem er in Bern Vorlesungen an der Hochschule besuchte und sich daraufhin das Sekundarlehrerpatent erwarb. Als Sekundarlehrer amtierte er dann einige Jahre in Grindelwald, in der spärlich bemessenen Mußezeit seine wissenschaftlichen Studien fortsetzend, aber auch mit Feder und Eisart tätig. So beschrieb er seine Kaufausexpedition im Feuilleton des „Bund“, welche er im Sommer 1889 mit vier Engländern und zwei Führern zum Zwecke der Auffindung der verunglückten Expedition von 1888 unternahm, mit welcher letzterer sein Bruder umgekommen war, und gab sie dann, auf J. B. Widmanns Rat, als Buch bei Schmid, Francke & Cie. unter dem Titel: Zwei Kaufausexpeditionen, Bern 1891, heraus. Mit dem ihm befreundeten Ulrich Amer machte er während seines Grindelwalder Aufenthaltes manche abenteuerliche Bergreise. So überschritten sie im Winter, um die Neujahrszeit 1896, das Finsteraarjoch und Agassizjoch in der Richtung gegen und bis auf Finsteraarhorn und kehrten auf dem gleichen Wege zurück. Mit Hans Kaufmann erstieg Fischer im Jahre 1894 den Wösch über den Westgrat vom Jungfrau-joch aus, das sie zuvor durch die Seeräts des Guggigletschers erkämpft hatten. Von manchen andern Gletschertouren und Neubesichtigungen Fischers haben wir nur flüchtige Kenntnisse, da er es verschmähte, über seine Leistungen ein größeres Publikum oder auch nur die Fachpresse aufzuklären. Mehr zur allgemeinen Kenntnis gelangten seine wissenschaftlichen und literarischen